

3. Die produzierten Bedürfnisse

Es ist eine weitverbreitete Meinung – nicht nur bei Laien, sondern auch unter vielen Wissenschaftlern –, daß der Mensch eine Maschine ist, die nach bestimmten physiologischen Erfordernissen funktioniert. Da gibt es Hunger und Durst, die Notwendigkeit zu schlafen, Sexualität und manches andere. Die physiologischen oder biologischen Bedürfnisse müssen befriedigt werden. Werden sie nicht befriedigt, wird der Mensch entweder neurotisch oder, zum Beispiel beim Hunger, er stirbt. Werden sie aber befriedigt, dann ist scheinbar alles in Ordnung. Nun zeigt sich jedoch, daß dies nicht stimmt. Es kann sein, daß all seine physiologischen und biologischen Bedürfnisse befriedigt werden und daß der Mensch trotzdem nicht befriedigt ist, also nicht im Frieden lebt mit sich selbst, sondern unter Umständen innerlich schwer krank ist, obgleich er scheinbar alles hat, was er braucht. Ihm fehlt die Anregung – die Anregung, die seine Aktivität bewirkt.

Ich will ganz kurz einige Beispiele dafür erwähnen. Es gibt in den letzten Jahren einige interessante Experimente über die völlige Entziehung von Reizen. Man bringt etwa einen Menschen in eine Isolierzelle, er hat gleichbleibende Temperatur, Licht, bekommt sein Essen hineingeschoben und so weiter – nur: Es gibt keinerlei Reiz, es herrscht ein Milieu, sagen wir mal, wie beim Fötus im Mutterleib. Und schon nach einigen Tagen dieses Experiments stellen sich bei diesen Menschen gravierende krankhafte, häufig schizophrene Züge heraus. Obwohl sie physiologisch befriedigt waren, psychologisch ist der Zustand solcher Passivität krankheitserzeugend, er hat sogar Irrsinn zur Folge. Dieselbe Situation, die beim Fötus noch normal ist (obwohl selbst da gar keine so vollkommene Reizentziehung vorliegt wie in diesem Experiment), wird beim erwachsenen Menschen zu einer pathogenen Situation.

Oder man hat aufschlußreiche Versuche unternommen, in denen Menschen gehindert wurden zu träumen. Das ist möglich aufgrund der Beobachtung, daß sich die Augen sehr schnell bewegen, wenn der Mensch träumt. Weckt man ihn dann, so kann man ihn am Träumen hindern. Es ergaben sich bei diesen Menschen erhebliche Krankheitssymptome. Das bedeutet, daß

das Träumen eine Notwendigkeit ist. Der Mensch bleibt auch im Schlaf seelisch und geistig aktiv. Und wenn man diese Aktivität unterbindet, wird er krank.

Der Tierpsychologe Harlow hat mit Affen experimentiert. Ihm fiel auf, daß die Affen zehn Stunden lang in einem komplizierten Versuch tätig waren, sie hatten mit Beharrlichkeit eine bestimmte Konstruktion zu entflechten und blieben geduldig bei der Sache, ohne jede Belohnung oder Bestrafung, ohne jedes Element der Reizreaktionskette, einfach aus Interesse an der Arbeit selbst. Denn auch Tiere – speziell die Primaten – können höchst interessiert sein und nicht allein dadurch motiviert, daß sie Futter bekommen oder daß sie Angst haben, bestraft zu werden.

Oder ich darf Sie an etwas anderes erinnern: Der Mensch hat schon vor 30 000 Jahren Kunst entwickelt. Da sagt man dann gerne, das diene doch bloß magischen Zwecken. Denken Sie etwa an die Höhlengemälde mit den wunderschönen Tierbildern voll der graziösesten Bewegungen. Sie sind entstanden, weil die Menschen glaubten, sich durch solche Zeichnungen mehr Erfolg bei der Jagd zu sichern. Das mag ja so sein. Aber ist damit die Schönheit wirklich erklärt? Für magische Zwecke bedurfte es nicht einer so kunstvollen Bemalung und Ausschmückung der Höhlen oder von Vasen, sondern die Schönheit, die wir heute noch wahrnehmen und genießen können, war eine Zugabe. Das heißt, der Mensch hat über das Interesse am Praktischen, am Zweckmäßigen, am Gebrauchsgegenstand hinaus ein weitergehendes Interesse, er will aktiv sein im Sinne des Schöpfens, des Gestaltens, der Entwicklung von Kräften, die in ihm sind.

Der deutsche Psychologe Karl Bühler hat ein sehr schönes Wort geprägt, nämlich das Wort von der »Funktionsfreude«. Es soll besagen, daß Tätigkeit eine Freude mit sich bringen kann, die darin liegt, daß der Mensch sein Funktionieren genießt, und zwar nicht, weil er dieses oder jenes braucht, sondern weil der Akt des Erschaffens, das Ausdrücken der eigenen Fähigkeiten selbst Freude schafft. Das hat natürlich eine wichtige Konsequenz für die Erziehung. Eine geniale Italienerin, Maria Montessori, hat erkannt, daß man mit dem alten Prinzip von Belohnung und Bestrafung zwar die Kinder dressiert, aber nicht erzieht. Inzwischen bestätigen zahlreiche Untersuchungen, daß in der

Tat der Mensch besser lernt, wenn die Tätigkeit selbst eine immanente Befriedigung schafft.

Ich glaube, der Mensch ist nur er selbst, wenn er sich äußert, wenn er die ihm innewohnenden eigenen Kräfte ausdrückt. Wenn das nicht geschieht, wenn er nur »hat« und benützt, statt zu »sein«, dann verfällt er, dann wird er zum Ding, dann wird sein Leben sinnlos. Es wird zum Leiden. Die echte Freude liegt in der echten Aktivität, und echte Aktivität ist der Ausdruck, ist das Wachstum der menschlichen Kräfte. Vergessen Sie nicht, auch rein gehirnphysiologisch kann man feststellen, daß die Anstrengung des Kopfes zum Wachstum der Gehirnzellen führt. Diese Erweiterung kann man sogar wiegen. Das ist gar nicht so verschieden von den Muskeln, die man beansprucht. Bei bloß routinemäßiger Tätigkeit beweisen sie nur, was sie ohnedies schon sind, aber nicht, was sie sein könnten.

Nun möchte ich unseren Überlegungen über den Überfluß einige ökonomische und gesellschaftliche Aspekte hinzufügen. Es lassen sich in der Geschichte der Menschheit einige Hauptphasen unterscheiden. Vielleicht können wir mit dem Hinweis beginnen, daß in einer lange dauernden Phase der Affe zum Menschen wurde. Das hat einige hunderttausend Jahre gedauert. Und dieser Übergang ist nicht ein bestimmter Schritt oder Augenblick, sondern ein Prozeß, in dem sich ganz langsam Quantitatives in Qualitatives verwandelt hat. Mehr oder weniger abgeschlossen erscheint der Mensch erst vor 60 000 Jahren, aus dem sich dann der moderne Mensch, der homo sapiens sapiens, der so ist wie wir heute, vor ungefähr 40 000 Jahren entwickelt hat. Da also fangen wir an. Das klingt eigentlich ungeheuer kurz.

Worin unterscheidet sich der Mensch vom Tier? Es ist nicht der aufrechte Gang. Der war schon viel früher bei den Affen da, lange bevor sich das Gehirn weiterentwickelt hat. Es ist auch nicht die Benutzung von Werkzeugen, sondern es ist etwas entscheidend Neues, eine ganz andere Qualität: das Selbstbewußtsein. Das Tier hat auch ein Bewußtsein, es hat ein Bewußtsein von den Objekten, es weiß, das ist dies und das ist jenes. Aber als der Mensch geboren wird, da hat er ein anderes, ein neues Bewußtsein, nämlich das Bewußtsein von sich selbst: er weiß, daß er ist und daß er anders ist, getrennt von der Natur, getrennt auch von anderen Menschen. Er erlebt sich selbst. Er

ist sich bewußt, daß er denkt, daß er fühlt. Dafür gibt es – nach allem, was wir wissen – im Tierreich keine Analogie. Das ist das Spezifische, das den Menschen zum Menschen macht.

Von dem Moment an, da der Mensch gewissermaßen als voller Mensch geboren wird, lebt er, grob gerechnet, für 30000 Jahre in einer Situation allgemeiner Not, allgemeinen Mangels. Er ist Jäger und gewinnt sich seinen Lebensunterhalt, indem er Tiere jagt, indem er Sachen sammelt, die er gebrauchen kann und die er findet, ohne sie kultiviert zu haben. Das Leben in diesem Zeitraum ist gekennzeichnet durch Armut, durch Dürftigkeit. Doch dann kommt eine große Revolution. Man hat sie gelegentlich die neolithische Revolution genannt. Sie liegt jetzt ungefähr 10000 Jahre zurück. Der Mensch fängt zu produzieren an, materiell zu produzieren. Er lebt nicht mehr von dem, was ihm »zufällt« oder was er erjagen kann, sondern er wird zum Ackerbauer oder Tierzüchter. Er produziert mehr, als er momentan braucht, indem er sein Denken, seine Geschicklichkeit, seine Voraussicht dazu verwendet, selber etwas herzustellen.

Uns mag heute der Bauer mit einem einfachen Pflug als sehr primitiv erscheinen; aber in Wirklichkeit ist er der erste, der über die reine Abhängigkeit von der Natur, in der der Mensch zuvor gelebt hat, hinausgeht und beginnt, mit seinem Gehirn, mit seiner Einbildungskraft, mit seiner Tüchtigkeit auf die Welt Einfluß zu nehmen und sich Lebensräume zu schaffen. Er plant, er baut vor und sorgt erstmalig für relativen Überfluß. Es blieb nicht lange bei dem primitiven Ackerbau und der Tierzucht. Es entstand Kultur, es entstanden Städte, und so leitete sich rasch eine zweite Epoche ein: eben die des relativen Überflusses. Ich meine mit »relativem Überfluß«, daß zwar die frühere Armut und Dürftigkeit überwunden worden ist, daß aber der Überfluß nicht ausreichte, um alle daran teilhaben zu lassen. Es bildete sich eine Minorität aus denen, die die Gesellschaft geleitet haben und denen Macht zuwuchs und die das Beste für sich behielten, so daß für die Majorität nur blieb, was übrig war. Der Tisch war nicht für alle gedeckt. Der Überfluß war nicht allen zugänglich. So können wir, verkürzt und vereinfacht, von dem relativen Überfluß oder dem relativen Mangel sprechen, der seit dem Beginn der neolithischen Revolution

geherrscht hat und in veränderten Maßstäben noch heute herrscht.

Der relative Überfluß ist wie ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite ist es dem Menschen gelungen, Kultur hervorzubringen. Er hatte die materielle Basis, um Bauwerke zu errichten, um Staaten zu organisieren, um Philosophen zu ernähren et cetera. Auf der andern Seite führte der relative Mangel dazu, daß die kleine Gruppe die große Gruppe ausbeuten mußte. Ohne die Majorität hätte diese Wirtschaft, die Ökonomie nicht gedeihen können. Die Kriegführung ist nicht, wie manche Leute gern behaupten, im menschlichen Instinkt, in seinem natürlichen Zerstörungstrieb begründet; die Kriegführung fängt überhaupt erst an im neolithischen Zeitalter, als es nämlich etwas gibt, was wert ist, weggenommen zu werden, und als die Menschen ihr Zusammenleben in einer Weise eingerichtet haben, daß sie den Krieg als Institution erfinden können, um andere, die etwas haben, was man selber haben will, zu überfallen. Wir pflegen für den Krieg komplizierte Erklärungen zur Hand zu haben. »Wir werden bedroht!« heißt es, und das soll dann den Krieg rechtfertigen. In Wirklichkeit waren seine Ursachen meistens leicht durchschaubar.

So haben wir dem relativen Überfluß, dieser Errungenschaft des neolithischen Zeitalters, einerseits die Kultur, andererseits den Krieg und die Ausbeutung von Menschen durch Menschen zu verdanken. Seither hat der Mensch mehr oder weniger im Zoo gelebt. Demnach ist unsere ganze Psychologie, die auf der Beobachtung des Menschen beruht, zu vergleichen mit dem Stadium in der Tierbeobachtung, wo alle Kenntnis vom Tier aufgebaut ist auf der Kenntnis der Tiere im Zoo und nicht auf der Kenntnis der Tiere in der Wildnis. Gerade in der Psychologie hat sich gezeigt, daß sich die Tiere im Zoo wesentlich anders verhalten als die Tiere in der Wildnis. Solly Zuckerman hat im Londoner Zoo im Regents Park beobachtet, daß die Mantelpaviane dort ungeheuer aggressiv waren. Er hat zunächst angenommen, das liege im Wesen eben dieser Affen. Dann aber wurde bekannt, daß andere Forscher diese Mantelpaviane in der Wildnis beobachtet und sie sehr wenig aggressiv gefunden haben. Der Zustand der Gefangenschaft, die Langeweile, die Beschränkung der Freiheit – das alles hat dazu geführt, daß sich

die Aggression gesteigert hat, was unter natürlichen Bedingungen nicht vorkommt.

Nun, ich wollte klarmachen, beide, Mensch und Tier, verhalten sich im Gefängnis anders als in der Freiheit. Aber dann kam für die Menschen, und zwar mit der ersten industriellen Revolution, eine neue Situation, die eigentlich schon mit der Renaissance begonnen hatte und die sich bis in unser Jahrhundert hinein zugespitzt hat: mit einem Mal hat *mechanische* Kraft die Energie von Tieren und Menschen, also *natürliche* Energie, ersetzt. Die Maschine erzeugt nun die Energie, die bis dahin vom Lebendigen geliefert werden mußte. Zugleich wurde die neue Hoffnung entfacht, daß man, wenn man diese Energie benutzen könne, einen Überfluß produzieren kann für alle Menschen, und nicht bloß für eine Minorität.

Dieser ersten folgte alsbald eine Revolution, die man die zweite industrielle Revolution nennt und die sich dadurch charakterisieren läßt, daß nicht allein menschliche *Energie* durch Maschinen ersetzt wird, sondern auch menschliches *Denken*. Ich spreche von der Kybernetik, von den Maschinen, die selbst die Produktion und andere Maschinen leiten. Mit ihr wurden und werden Produktionsmöglichkeiten so ungeheuer potenziert, daß man wirklich voraussehen kann, daß wir – wenn nicht vorher ein Krieg ausgelöst wird oder Hungersnöte oder Epidemien die Menschheit dezimieren werden – mit dieser neuen Produktionstechnik einen absoluten Überfluß erreichen können: die gesamte Menschheit muß dann nicht mehr in Not, nicht mehr in der Dürftigkeit, sondern kann im guten Überfluß leben – im nicht überflüssigen, vielmehr im überfließenden Überfluß, der die Menschen freimacht von der Angst vor dem Hunger, von der Angst vor der Bedrohung.

Nun hat jedoch diese moderne Gesellschaft noch etwas weiteres entwickelt, was es früher so nicht gab: Sie produziert nicht nur Waren, sondern sie produziert auch Bedürfnisse. Was meine ich damit? Die Menschen hatten immer Bedürfnisse: sie wollten essen und trinken, in schönen Häusern wohnen und so weiter. Aber wenn Sie sich heute umschaun, so stellen Sie eine zunehmende Bedeutung der Werbung und der Verpackung fest. Die Wünsche der Menschen kommen kaum noch aus ihnen selbst, sondern sie werden von außen geweckt und gesteu-

ert. Auch der, dem es gut geht, kommt sich arm vor angesichts der Fülle der Angebote, derer er bedürfen soll. Es ist gar kein Zweifel, daß es der Industrie gelingen wird, Bedürfnisse zu produzieren, die sie befriedigen will, ja muß, wenn sie im gegenwärtigen System existieren, das heißt Profit erzielen soll. Unser heutiges ökonomisches System beruht auf der maximalen Produktion und dem maximalen Konsum, während die Wirtschaft des 19. Jahrhunderts noch auf maximalem Sparen beruht hat. Was für unsere Vorfahren als ein Laster galt, nämlich etwas zu kaufen, wofür man das Geld noch gar nicht hat, das ist heute eine Tugend. Und umgekehrt: Wer bedürfnislos ist, keine Kredite aufnimmt, nur das Nötigste kauft, macht sich beinah politisch verdächtig, ist ein merkwürdiger Mensch. Wer in Amerika keinen Fernsehapparat besitzt, fällt auf. Er ist offenbar nicht ganz normal. Wo soll das hinführen? Nun, das will ich Ihnen sagen: Die ungehemmte Steigerung des Konsums bringt einen Menschentyp hervor, für den es ein Ideal, ja fast eine neue Religion gibt, die Religion des Schlaraffenlandes. Wenn man sich fragen würde, wie sich der moderne Mensch das Paradies vorstellt, dann muß man annehmen, daß er dort nicht mehr wie bei den Mohammedanern so viele Mädchen erwartet (denn das war ja alles vom Männerstandpunkt aus gesehen), sondern dann hat er eher die Vision eines ganz großen Warenhauses, in dem es alles gibt, und immer hat man auch Geld genug, um alles zu kaufen, möglichst ein ganz klein bißchen mehr als der Nachbar. Denn das gehört dazu: daß man sein Selbstgefühl davon bestimmt, daß man viel hat. Und wenn man der Beste sein will, dann muß man das meiste haben.

Die Frage, ob es nicht einmal genug sein könnte, wird verdrängt durch eine geradezu rauschhafte Produktions- und Konsumtionssteigerung, und obwohl die meisten Menschen in diesem ökonomischen System viel mehr haben, als sie brauchen, kommen sie sich arm vor, weil sie dem Tempo und der Masse der Waren nicht gewachsen sind. So wird die Passivität verstärkt, auch der Neid und die Gier und schließlich das Gefühl einer inneren Schwäche, einer Ohnmacht, einer Unterlegenheit. Der Mensch erlebt sich nur noch als das, was er *hat*, und nicht als das, was er *ist*.